

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

die Dinge wehren sich mitunter heftig dagegen, zu sein, was sie scheinen. Das macht sie zu höchst erfreulichen und Vertrauen erweckenden Erscheinungen. Wer sonst wehrt sich heute schon gegen den Schein? Die Dinge tun es, verlässlich, in aller Ruhe, beständig, objektiv. Sie lassen ihn an sich abgleiten, statt sich in ihm zu sonnen. Manche Kunstwerke tun das auch.

Bilder, die rot sind, immer und immer wieder, mal wolkig, mal opak, mal pudrig, mal rau, mal glatt glänzend, mal matt, scheinbar tiefer oder flacher, verspielter oder gesetzt, immer höchst verletzlich, ein Maler, der sich 30 Jahre lang mit der Farbe Rot auseinandersetzt – nur mit der Farbe Rot – und dabei schließlich eben diese gegenstandlosen Bilder schafft, das scheint ein Fall „konzeptueller Malerei“ zu sein. Dieser Schein trügt.

Wolfgang Müllers Bilder sind weder konzeptuell noch überhaupt Malerei. Sie verdanken sich keiner Strategie, keiner Versuchsanordnung, keiner Projektidee, keiner asketischen Konstruktion von zu definierenden Arbeitsbedingungen. Sie sind nicht Teil eines Plans, einer zielführenden Selbstanweisung, sondern Produkte einer unverschämt obsessiven, ausdauernden, anhaltenden, ausgleichenden Lust. Sie sind Zeugnis purer Sinnlichkeit, einer ganz persönlichen Passion, einer Leidenschaft ohne Leid, Enttäuschung, Entbehrung, Einschränkung, einer Liebe zum, Vorliebe und Begeisterung für das Rot und nur das Rot. Es strahlt, leuchtet, schimmert, glüht, expandiert und zieht sich in sich zurück. Es wärmt, umwölkt den Blick und fordert, besticht, überreizt, saugt an und nimmt in sich auf. Für Wolfgang Müller heißt das heute nach Jahrzehnten, in denen er ihm treu blieb, sich in es hineinarbeitete, es ihm zum fast täglichen Begleiter wurde: „Das Rot hat etwas mit mir zu tun, es gehört zu mir. Und ich glaube, es ist alles andere als aggressiv, es ist warm.“

Alles andere ist Anekdote. Das einzige kleine, grüne Bild, das in seinem Atelier hängt, gleich rechts neben der himmelblauen Metalltür, durch die man eintritt, über Kopf, ziemlich weit oben und etwas blass geworden im Angesicht von so viel es umgebendem komplementärem, vitalem Leuchten – Mischungen, Schattierungen, Dialogen von Alizerin, Irgazin, Rubin, Quindo-Rosa und -Rot, Permanent-Rot, Scharlach oder Karmin. Das Grün ist lediglich das zaghafte Ergebnis eines offensichtlich einmaligen, um nicht zu sagen anfallartigen Selbstversuchs, das den Maler immer wieder zum Schmunzeln, zum skeptischen Staunen bringt. Das Grün hat nichts mit ihm zu tun, hängt da wie ein fahles Fragezeichen, ein Farbe gewordenes Nicht-Ich, das Andere, das Unverständliche, das Wesensfremde. Es löst bei seinem Urheber leises Kopfschütteln aus und wird von ihm amüsiert und ein wenig mitleidig geduldet und belächelt.

Wolfgang Müller ist ein Künstler, der so sympathisch bei sich und in seiner Farbe, seinem Element angekommen ist, dass man von dieser in sich ruhenden, freundlichen Zufriedenheit, von dieser Ausgeglichenheit unmittelbar angesteckt wird, sobald man sein Atelier betritt. Er

trägt in seinen Bildern keine Kämpfe aus, streitende Elemente existieren nicht, die Bilder sind monochrom, monoelementar, und die Aktion des Malers konzentriert sich auf die Vermittlung des minimal Divergierenden, die Schaffung des sanften Übergangs, die Frage danach, wie viel Bewegung die Ruhe braucht, um als solche wahrgenommen zu werden. Gerade einmal so viel Impuls wie ihn der einzelne Gongschlag während einer Meditation vermittelt.

Während Müller früher noch der Geste freien Lauf ließ – mitunter einmal ein Körper auftauchte, ein Rahmen, ein Raum, der von zeichnerischen Bewegungen durchmessen wurde – ist heute nichts mehr aufgewühlt, nichts mehr zeichenhaft in diesen Werken. Vielmehr deponiert und komprimiert Müller in seinen Bildern Energie, er stapelt sie schichtend in andersfarbigen Untermalungen und den Pigmentlagen. Ich sagte vorhin, diese Bilder seien noch nicht einmal Malerei – tatsächlich waren viele von ihnen „gepulvert“, wie Müller sagt, das heißt es wurden Pigmente auf die Untermalungen und Bindemittel gestreut, die Bildfläche gleichsam gepudert mit Farbe. Heute wird Müller handgreiflich und reibt die Pigmente mit den Händen direkt fest in die Fläche ein.

Wenn er an manch einem Tag in seinem Atelier oben auf der stählernen Wendeltreppe sitzt, auf die Bilder hinunterschaut, wartet, beobachtet, was sie mit dem Licht und mit ihm tun, dann kann er darauf setzen, dass das Rot ihm ein Gefühl zurückstrahlt, einleuchtend, wohltuend, etwas wie Sicherheit, Vertrauen, Zuversicht sich einstellt. Fraglos ist dies eine Art Urvertrauen in die eigene Lebensenergie.

Rupprecht Geiger, der ganz offenbar ein wenig seelenverwandt mit Wolfgang Müller war, sagte über seine Farbe: „Rot ist Leben, Energie, Potenz, Macht, Liebe, Wärme, Kraft. Mit ihrer Fähigkeit zu stimulieren, ist sie in machtvoller Funktion“.

Vermutlich kann jeder über das kollektive, teils vereinbarte Farb-Verständnis hinaus seine Geschichten von den Farben erzählen. Und zumeist würden wir vielleicht Kindheitsgeschichten hören von kniehohem Wiesen-Grün und Löwenzahn-Gelb, von Maikäfer-Braun, das Himmel-Blau unserer ersten Sommer oder die Farben von unvergesslich schönen oder scheußlichen Zimmern und ihrer Tapeten, von Teppichen oder Sofas unserer frühesten Tage, von Kleidungsstücken oder Spielzeugen in Lieblingsfarben.

Meine Geschichte vom Rot ist zum Beispiel eine solche aus frühesten Kindheitstagen, in denen ich meine Hände gegen die Sonne hielt und merkwürdig berührt und angetan war von dem, was ich sah: Meine Hände leuchteten rot, intensiv, durchscheinend dennoch, besonders deutlich entlang der feinen Linien, die sich an den ganz schmalen Zwischenräumen zwischen den zusammengelegten Fingern ergaben. Ich weiß noch, wie ich meinen Vater doch ziemlich aufgeregt fragte, was er von dieser merkwürdigen Angelegenheit hielt. Dass Blut durch meine Finger floss, war mir bis zu seiner Erklärung wohl nicht derart bewusst gewesen. Und schon gar nicht, dass man es verletzungsfrei sehen konnte, wenn einem die Sonne zu Hilfe kam. Ich fand das fabelhaft interessant. Im Freundeskreis ließ sich dieses Erlebnis ein wenig gruselig mit der Taschenlampe nachstellen.

Von da an gelang es mir auch festzustellen, dass man an sonnigen Tagen ähnliche Wahrnehmungen auch an den Ohren von Spielkameraden, Kätzchen oder Hasen machen konnte.

Wolfgang Müllers Geschichte vom Rot war vor 30 Jahren die eines neuen Lebensgefühls und einer Vitalität, die sich nicht verflüchtigt hat. Seine Geschichte vom Gold, das uns in einigen seiner Bilder begegnet, reicht noch weiter zurück. Sie verbindet sich vor allem mit der Erinnerung an die goldgefassten Barockskulpturen in der Rastatter Stadtkirche St. Alexander. Großartig, strahlend, feierlich und sogar heimelig war dieser Eindruck, denn man ging jeden Sonntag in die Kirche. Und so begegnen sich Gold und Rot – manchmal zu Diptychen komponiert – in seinen Bildern zu einem festlichen, vertraulichen Klang. Die feinen Fugen zwischen den Blattgold-Blättchen verheißen ein Dahinter, hinter dem Scheinen, vielleicht geben sie dem Heiligen aber auch eine Art Körper und Gefäßsystem. Die Werktagseite dieser Kunst – um es in Entsprechung zur Verwandlung mittelalterlicher Altäre zu sagen – operiert mit oxidiertem Silber. In feinen Plättchen, aufgebracht wie das Gold, mutet es durchaus kantig, irdischer, härter, kühler, alltäglicher an als das edlere Metall. Gleichwohl ist sein spröderer Charme uns nahe und beträchtlich.

Während Yves Klein, der große Propagandist der Monochromie und freilich auch ein eklatanter Farbsymbolist mit seiner Beschränkung auf Gold und Blau, ganz auf die überirdischen Sphären abhob – bei aller Sinnlichkeit, die er dem weiblichen Körper entlehnte –, konfrontiert Müller das Transzendente mit dem geradezu fundamental Materiellen, dem Rot, das aufs Innerste weist, den glühenden Kern der Erde und den pulsierenden Fluss in unseren Körpern.

Vielleicht entspricht die Beschäftigung mit dieser Farbe auch deshalb dem Hineintauchen in einen tiefsten Weltinnenraum, der uns der nächste, ureigene ist und den wir jederzeit simulieren können – mit dem Gesicht zum Fenster, unter freiem Himmel oder bei ausreichender Beleuchtung im Raum, wenn wir die Hände mit geschlossenen Fingern gegen die Lichtquelle halten. Müllers Bilder exponieren und verallgemeinern diese Selbst- vielleicht Urerfahrung, sie objektivieren und expandieren sie zu Sehstücken, die uns einladend entgegenleuchten – ohne Absicht, ohne Schein.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.